Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 9

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Killesberg ist kein Kyffhäuser

Bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels an C. J. Burckhardt im Jahre 1954 hatte Theodor Heuß gerühmt, daß dieser Preis «nicht bloß einem ausgezeichneten literarischen Werk gilt, sondern einer Bewährung im tätigen, auch im erlittenen Leben». Nun betrat er am 11. Oktober die Frankfurter Paulskirche, geleitet von C. J. Burckhardt, Max Tau, Otto Hahn, dem hessischen Ministerpräsidenten Dr. Zinn, um selbst den Friedenspreis zu empfangen. Die Festversammlung hatte sich erhoben und grüßte den aus dem Amt geschiedenen Bundespräsidenten mit herzlichem Beifall. Er galt nicht in ideologischer Konformität einem Führer oder Parteichef, sondern war die Bestätigung eines Menschen. Man war einen Augenblick lang versucht, sich Thomas Mann an der gleichen Stelle zu denken, aus dem Amte des Staatsoberhaupts scheidend — man hätte einen Staatsakt von höchster geistiger Repräsentanz erwarten dürfen. Hier aber ging es, bei aller Urbanität, süddeutsch-liberal zu. Die Demokratie hatte einen echten Landesvater gestellt, ein Ereignis, das wohl zum letzten Male in monarchischer Zeit mit Carl Friedrich von Baden und Carl August von Sachsen-Weimar in der deutschen Geschichte verzeichnet gewesen ist.

Der Preis galt, nach dem etwas mühsamen Wortlaut der Urkunde, «dem liberalen Manne, der ein Leben lang die Würde des Menschen vertrat, dem großen Schriftsteller, der Vergangenheit und Gegenwart von gefährlichen Ressentiments befreite und den hellen und sauberen Verstand an ihre Stelle setzte, dem redlichen Menschen, der Anmut und Würde mit nobler Geistigkeit verband, und der — ein Vorbild für viele in schwerer Zeit — Idee und Wirklichkeit in seiner Person und in seinem Werk in Einklang brachte». Man hätte kurz sagen dürfen: dem ersten Lehrer der Demokratie, der unter Deutschen wertsetzende Wirkung getan hat. Die Verleihung des Preises, sagte der Vorsteher des Börsenvereins des deutschen Buchhandels, Reinhard Jaspert, «gilt uns als eine Verpflichtung auf die geistige Haltung, die Sie, Theodor Heuß, uns heute und künftig vorleben».

Oberbürgermeister Bockelmann erinnerte an ein Wort des Bundespräsidenten, daß es sein Schicksal sei, mit angemessener Gelassenheit die konventionellen Komplimente, die nun einmal eine Begleiterscheinung seiner Berufsexistenz seien, zu verein nahmen. Befreites Gelächter und Applaus bekräftigten, daß man es heute nicht mit feierlichen Konventionen zu halten gedachte. An den großen Reformer der vordemokratischen Zeit, den Freiherrn vom Stein, und an Heußens Lehrer, Friedrich Naumann, erinnernd, die beide mit Frankfurt verbunden waren, überreichte Oberbürgermeister Bokkelmann die Ehrenbürgerurkunde der alten Reichsstadt.

Die Festansprache Benno Reifenbergs, der Heuß seit den Tagen der berühmten Frankfurter Zeitung befreundet ist, war das Muster- und Meisterstück eines republikanischen Enkomions, eine große Rede. Naturgemäß war vom ersten Staatsoberhaupt der Bundesrepublik zu sprechen, das in seiner Amtsführung nach bösen und in schweren Zeiten die sittliche Rechtfertigung der Autorität wieder zu begründen hatte. Reifenberg erinnerte daran, daß Heuß mit knapper Mehrheit gegen Kurt Schumacher — von dem dann der erste Glückwunsch kam — gewählt worden war, «und es dauerte nicht lange, da war der Name Theodor Heuß ein Inbegriff der Bundesrepublik, für alle Schichten, für jedermann. Das geschah in der zwei-

ten Nachkriegsepoche unseres Landes, und solche Einmütigkeit war noch nie geschehen, seit wir uns der Republik und das heißt heute unverrückbar der parlamentarischen Demokratie verschrieben haben. Darum zieht der Name Theodor Heuß in die Geschichte ein. Er half den Staat formen. Hierin liegt das Geschenk seiner Gaben, seiner Beharrlichkeit, seiner Tugend. Das ist sein Verdienst. Das bleibt ein Glück unseres jungen Staatswesens».

Aber es wäre groß, doch nicht außerordentlich gewesen, wenn Theodor Heuß seinem Amt nur den Herzton, nur das Ansehen und die Freiheit seiner Person und damit das Maß gegeben hätte. Reifenbergs Rückblick auf die Anfänge Westdeutschlands nach dem Kriege, auf das Chaos, in dem sich ein demoralisiertes Volk befand, machte deutlich, daß mit dem Namen Theodor Heuß nichts Geringeres als die Gründung einer neuen Staatsmoral verknüpft ist. «Die große Menge, die nach so schlimmen Zeiten anzureden war, wenn eine Mitverantwortung des Volks den Staat ins Leben rufen und lebendig halten sollte, das Volk also, das in diesem Punkt ein helles Ohr besitzt, hörte aus der Sprache, aus dem Tonfall des Bundespräsidenten Nüchternheit und Wirklichkeitssinn heraus, natürlich auch das Humorige, das Gesellige, Süddeutsche, entscheidend aber die Redlichkeit. Die Menge, menschlich angeredet, ist feinfühliger, fordert das Gute heißer, als man uns glauben machen wollte.»

Es war am Anfang der Bundesrepublik «mehr zu schaffen als Einrichtungen, ja mehr als Gesetze und Methoden». Heuß hatte das Scheitern der Weimarer Republik als Reichstagsabgeordneter erlebt. Er hatte als den «grandiosen Irrtum» der Weimarer Verfassung erkannt, daß sie «an die Fairneß der Deutschen» glaubte. «Es ist im Grunde staunenswert, daß ein Wissender wie Theodor Heuß nicht verzweifelt auf ein öffentliches Wirken in Deutschland verzichtet hat.» Aber er trat vor, als die Gelegenheit kam, zu praktizieren, was er an der Berliner Hochschule für Politik gelehrt hatte: «...im Begreifen, im Ergreifen der Macht das Vernünftige zu erstreben.»

In der Weimarer Republik waren wichtige Entscheidungsfunktionen mit dem Präsidentenamte verknüpft; das Oberhaupt der Bundesrepublik mußte auf andere Weise Autorität gewinnen, wenn es nicht politische Dekoration bleiben wollte. Reifenberg umschrieb die Rolle des Bundespräsidenten: «Er handelt nicht. Aber er denkt laut. Und damit trennt er Recht von Unrecht, nennt er die Sorgen beim Namen, ermutigt er berechtigte Hoffnungen... Die Legitimation des Bundespräsidenten beruht auf der Vereinigung, um nicht zu sagen auf der Wahlverwandtschaft, die hier Amt und Person eingehen müssen. Vom Gesetz her, von den verfassungspolitischen Möglichkeiten her ist der Bundespräsident fast waffenlos, scheinbar nur Zierde. In Wahrheit ist der Einfluß des Bundespräsidenten genau so mächtig wie Verstand und Rechtlichkeit, die ihn beseelen.»

An dieser Stelle war die Sorge nicht zu verscheuchen, ob im Getriebe des Parteienkampfes immer die Persönlichkeit gefunden und gewählt würde, die allein durch ihre geistige und sittliche Autorität Begriffe richtigstellen und Werte gründen könnte. Reifenberg nannte Richtigstellungen aus Heuß' Amtszeit, die nach einem Goethewort «den Geist, aus dem wir handeln», bestimmte: Die Rede von Belsen, den Gang zu den Gräbern der ermordeten Geiseln in den ardeatischen Grotten bei Rom, die erste Rede eines deutschen Staatsoberhaupts auf einem Gewerkschaftskongreß. Die Beispiele ließen sich fortsetzen, und nicht zuletzt gehörte auch die aufsehenerregende Rede über die Pflicht zur Selbstverteidigung vor der Führungsakademie der Bundeswehr vom März dieses Jahres zu den nachdrücklichen Richtigstellungen, die vom Oberhaupt der deutschen Republik gefordert waren. Sicherlich nicht der Menge zum Munde redend, ist Heuß die größte Auszeichnung des Staatsmannes zugefallen: Volkstümlichkeit.

An dem Schriftsteller Theodor Heuß war

zu bemerken, daß er polemisierend wie erinnernd immer auf die Konstitution des Humanen gezielt hatte. «Es gibt keinen Glückwunsch, kein Telegramm des Beileids, keine noch so gelegentliche Äußerung von der Hand des Schriftstellers, die nicht für den besonderen Anlaß das besondere Wort fände und also das richtige.» Auch des Redners war zu gedenken: «Auf bewundernswerte Weise, die heute in Deutschland kaum ihresgleichen hat, erfüllt sich bei ihm das Wort von der freien Rede... eine Rede von Heuß läßt ihn und seine Hörer zusammenrücken, jeder fühlt sich als Person geladen, als sei man an einem Tische, ja daheim, und es dürfe gar kein Zweifel geben, daß man sich bei gutem Willen verständigen und eins werden könne.» Der «schöne Preis des Friedens» komme Theodor Heuß zu, so schloß Benno Reifenberg, als «dem Mann, der für sein Teil die Eintracht, den Frieden im Innern mit wachen Sinnen gefördert und erhalten hat...»

Die Dankesworte von Theodor Heuß wurden vom Auditorium mit besonderer Spannung erwartet; es war die erste öffentliche Rede nach dem Ausscheiden aus dem Präsidentenamt. Mit unbeirrbarer Würde, von der Festlichkeit des Augenblicks nicht bestochen, nahm Heuß das Politikum auf, das in dem Wort «Friedenspreis» enthalten ist. Er kündigte an, daß die Verleihung des Preises an ihn mannigfachen Widerspruch finden werde. «Freilich: nur die Dummköpfe und die Böswilligen, deren es in der Bundesrepublik nach meinen Erfahrungen eine nicht unerhebliche Zahl gibt, werden klagen und anklagen, daß Sie sich einen ‚Militaristen' herausgesucht haben...» Vor allem werde die sowjetzonale Presse polemisieren. Damit erinnerte Heuß daran, daß er bei der Ausarbeitung des Grundgesetzes, der provisorischen Verfassung der Bundesrepublik, «die Wehrpflicht des Bürgers als ein Grundelement der Demokratie» bezeichnet hatte. In deutlicher Absetzung gegenüber den «Resolutions-Pazifisten» sagte Heuß, Frieden sei nicht bloß die Frage, «ob irgendeinem biederen oder bösen Befehl gehorchend, Kanonenschüsse dröhnen, ob Bomben Menschen und Werte vernichten, sondern ob außerhalb dessen, was man Staatsmacht und Räson zu nennen pflegt, menschliche Haltungen und Gesinnungen, deine, meine Haltung und Gesinnung geschichtlich, und wenn auch nur in der Begrenztheit eines engen Wirkungskreises, mitschöpferisch sein können».

Von Carl Schurz ausgehend, der an der Nationalversammlung von 1848 teilgenommen und später als amerikanischer Politiker imperialistische Züge bei Theodor Roosevelt bekämpft hatte (welcher 1906, im Todesjahr von Schurz, den Friedensnobelpreis für die Vermittlung des Friedens zwischen Japan und Rußland bekam), beschäftigte sich Heuß mit der Geschichte des Imperialismus. Der alte Imperialismus der europäischen Mächte habe «einen gewissen naiv-offenherzigen Zug» gehabt, er sei ein «Imperialismus des Waffensieges» gewesen, in dessen Troß sich bei der Erschließung neuer Gebiete der Geldmann und der Missionar befunden hätten. Inzwischen sei in Asien und Afrika «das Gefühl einer eigenen Geschichtsaufgabe» gewachsen. «Aber was wir erlebten und erleben, zumal im europäischen Raum, ist dies, daß wir den sehr kompakten Imperialismus der Waffen abgelöst sahen und sehen von dem Imperialismus der Ideologie.» Hitlers Grundwahn, den «biologischen Naturalismus», und den dialektischen Materialismus in Parallele setzend, sagte Heuß: «beide waren oder sind Maskeraden, hinter deren nicht geringem suggestiven Wortvorrat sich ein eindeutiger, primitiver Machttrieb, ein Herrschafts-, ein Beherrschungstrieb über den Nächsten findet.» Der historische Imperialismus der westlichen Welt sei oft genug an den Ehrgeiz von Einzelfiguren gebunden gewesen, das Unheimliche der Ideologie des östlichen Imperialismus sei, daß sie «ein konstitutives Element der machtstaatlichen Praxis» ist. Rassenbewertung und Klassenbegriff als Instrument des banalen Macht- und Herrschaftswillens müßten entmythologisiert werden. «Wirft man sie weg, das gilt

für den einzelnen, für die Gruppe, für ein Volk, dann gewinnt man die innere Freiheit zum Nächsten ... das Du zu sagen.» Unter Berufung auf Lessing schloß Theodor Heuß mit den Worten, daß Toleranz mehr sei als ein passives, duldendes Hinnehmen der Gegebenheiten und Sonderlichkeiten, daß sie im Geistigen wie im moralischen Raum ein Element aktiver Tapferkeit ist. «Ihm zu genügen, und damit dem inneren, dem äußeren Frieden, ist die Frage, die auf den einzelnen, auch auf den einzelnen von Ihnen zukommt, und in deren millionenfacher Beantwortung ein Volks-, ein Völkerschicksal beschlossen ist.»

Mit den Ovationen, die Theodor Heuß aus der Paulskirche geleiteten, wurde der erste Präsident der deutschen Bundesrepublik vom geistigen Deutschland verabschiedet. Jedermann war sich klar darüber, daß der Stuttgarter Killesberg kein Kyffhäuser sein würde.

Heinz-Winfried Sabais

Der Schriftsteller und seine Zeit

Bemerkungen zur Tagung deutschsprachiger Schriftsteller in Meran

Die freundliche Ironie, mit der Erich Kästner die in München versammelten deutschsprachigen Schriftsteller im vergangenen Jahre darauf aufmerksam gemacht hatte, es sei sprachlich richtiger, wenn sie ihre alljährlichen Zusammenkünfte nicht «deutschsprachige Schriftstellerkongresse», sondern Kongresse deutschsprachiger Schriftsteller nennten, hat offenbar taube Ohren getroffen. Das V. Treffen, das der Innsbrucker «Turmbund» in der Tiroler Landeshauptstadt «inauguriert», in Meran aber «eröffnet» und durchgeführt hatte, hieß wiederum «Internationaler deutschsprachiger Schriftstellerkongreß». Nun wurden die Themen des Kongresses zwar tatsächlich in deutscher Sprache verhandelt; doch dies hatten die Veranstalter gewiß nicht sagen wollen. Sie meinten vielmehr, daß Autoren deutscher Zunge einander begegnen und ihre Probleme gemeinsam besprechen sollten, und zwar in der richtigen Erkenntnis, daß Deutsche, Österreicher und Schweizer als Schreibende eine engere Gemeinschaft bilden als etwa deutsche und französische Autoren. Solche Gemeinschaft manifestiert sich am natürlichsten in der Sprache als dem Werkzeug und Ausdrucksmittel des Schriftstellers, dann aber auch in der sozialen Stellung, welche der Autor in den Ländern deutscher Zunge einnimmt, in den wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten des Verlagswesens, des Buchhandels, der Presse, des Rundfunks usw.

Man hätte also erwarten dürfen, daß sich die in Meran versammelten Autoren über dergleichen Fragen unterhalten würden. Das geschah indessen nur in abendlichen Arbeitsgemeinschaften, welche dem Hörspiel, den Verwertungsproblemen, dem Schriftsteller als Reporter und dem Rezensionswesen gewidmet waren. Hier wurde viel Kluges gefragt und gesagt; aber es erreichte die Öffentlichkeit nicht, weil die Mißstände vornehmlich im technischen Bereiche gesucht wurden. So klagten etwa die Rezensenten über Raummangel in der Presse und über unsachgemäße Verteilung der Rezensionsstücke durch die Redaktionen; sie bedauerten die Überproduktion an Gedrucktem und die Höherbewertung der Theaterkritik im Verhältnis zur Buchkritik; sie schnitten Honorarfragen an und stellten wieder einmal fest, daß in England ein Organ wie das «Times Literary Supplement» und in Frankreich ein spezifisch literarisches Publikum vorhanden sei, dem die deutschsprachigen Länder nichts Vergleichbares an die Seite zu stellen hätten.

Aber sie wiesen auch darauf hin, daß uns die Maßstäbe für das kritische Geschäft verlorengegangen seien, die etwa Lessing und den Romantikern noch zur Verfügung standen; daß sich der Rezensent mithin nicht an allgemein anerkannte ästhetische Werte halten könne, sondern im Dunkeln tappe und — mit Goethe zu sprechen — den «Narren auf eigene Faust» spiele. Dies blieb unbestritten. Doch war mit der Feststellung der Mängel das Geringste gebessert? Wurde der Versuch unternommen, Abhilfe zu schaffen? Man schied voneinander, wie man gekommen war: bestätigt im eigenen Unbehagen an den Mißständen — und froh, dieses Unbehagen hernach bei einigen «Viertelen» Tiroler Roten vergessen zu können. Die Unterhaltung über die wichtigen poetologischen Grundtexte unserer Zeit, aus denen sich zeitgerechte kritische Maßstäbe durchaus entwickeln ließen, wurde indessen versäumt.

Ins Esoterische schweifte das Gespräch bei zwei der Hauptreferate ab. Daran trugen wohl nicht so sehr die Referenten Schuld als das Kongreßpräsidium, das ihnen recht vage Themen gestellt hatte. Denn was hätte man über «Philosophie und Dichtung als abendländisches Phänomen», was über «Probleme des Wertzerfalls und der Integration» besseres sagen sollen, als der Deutsche *Karl August Horst* und der Österreicher *Ernst Schönwiese* dazu äußerten? (Übrigens weckt die Formulierung dieser Titel ebenfalls Bedenken. Sollte es nicht heißen: «Philosophie und Dichtung als abendländische Phänomene» und «Probleme des Wertzerfalls und der *Wert*integration»? Denn was will ein so modisch unpräziser Begriff wie Integration schon sagen, wenn Referent und Korreferenten bei ihrem löblichen Bestreben, dem Sinn des rätselhaften Wortes mit Hilfe der Wörterbücher auf den Grund zu gehen, ganz verschiedene Ergebnisse erzielen?) Beide Redner äußerten Wohlbegründetes zu ihren Themen: Horst, indem er sich mit Erfolg bemühte, dem Europa-Begriff geistesgeschichtliche Konturen zu geben, und Schönwiese, indem er den Zerfall der sittlichen Maßstäbe und das Suchen nach neuen Werten an den Beispielen von Broch, Musil und Kafka erläuterte. Auch dürfte niemand das Wort Kafkas ohne Bewegung gehört haben, der Mensch könne «ohne ein dauerndes Vertrauen auf etwas Unzerstörbares» nicht leben, noch blieb der treffliche Ausspruch Huizingas unbeachtet, daß keine Kultur ohne Barmherzigkeit, wohl aber ohne Dampfmaschinen auszukommen vermöge.

Doch wiederum: Was könnte der *Schriftsteller* tun, um das «Unzerstörbare» zu erhalten? Läge hier nicht vielmehr die Aufgabe des Dichters als *vates* (oder des Geistlichen und des Philosophen)? So zeigte sich auch dieses Jahr die Problematik des Begriffes ‚Schriftsteller', der ein Mann ist, welcher auf der einen Seite einem ‚bürgerlich' gewordenen Berufsstande angehört und dessen soziale Rechte verteidigt, auf der anderen aber gern der Versuchung anheimfällt, mit den Dichtersehern, den Kulturphilosophen oder den Morallehrern in ideale Konkurrenz zu treten, wobei er notwendigerweise den kürzeren zieht, zumal wenn es ihm am nötigen Rüstzeug fehlt. An diesem mangelte es einigen Rednern bedenklich, was zur Folge hatte, daß sich ihre Diskussionsbeiträge in den nebulosen Fernen privater «Weltanschauungen» verloren und die Zuhörer langweilten. — Und ferner: Huizinga hat gewiß recht; und wenn der Münchner Stadtrat *Hans Keller* sein gescheites Korreferat zu Horsts Vortrag mit dem Bonmot schloß, es erscheine uns heute wichtiger, den Mond zu erreichen statt den Menschen, so durfte er des Beifalls gewiß sein. Doch was ist zu tun, wenn die Dampfmaschinen, die Sputniks und Luniks nun einmal vorhanden und nicht wegzuleugnen sind? Bestünde nicht gerade des Schriftstellers Aufgabe darin, diese Phänomene unserer Zivilisation geistig zu bewältigen und die Reife unseres Bewußtseins derart zu fördern, daß die technischen Neuerungen nicht Angst einjagen oder Fluchtreaktionen hervorrufen wie bisher? Weder die angloamerikanische *science-fiction* noch der «sozialistische Realismus» des

Ostens sind künstlerisch ernstzunehmende Bewältigungen unserer technischen Umwelt; noch weniger ernst zu nehmen ist jedoch der romantische «Eskapismus» wohlmeinender Dilettanten, die ihre Augen schließen, wenn das Thema unbequem wird, und den raschen Sprung ins «Ewige» wagen, ohne auch nur den Versuch zu unternehmen, sich mit dem Zeitlichen und mit allem, was «an der Zeit» ist, bedachtsam und mutig auseinanderzusetzen. Man mißverstehe den Einwand nicht: Die Ode des jüngsten Nobelpreisträgers für Literatur, Salvatore Quasimodos, «An den neuen Mond», das heißt auf den ersten Sputnik, hat uns nicht entfernt so ergriffen wie die Mondlieder von Claudius oder Goethe, denn Quasimodos Gedicht vermag das säkulare Ereignis des Raumfluges mit den Mitteln unserer Sprache noch nicht zu bewältigen. Doch sie stellt immerhin einen ernsthaften Versuch dar, die Realität unserer Welt als Sinnbild einer veränderten geistigen Wirklichkeit zu verstehen und sie zugleich unserem religiösen Bewußtsein einzuordnen. Mit dieser Realität muß der Schriftsteller — wohl oder übel — fertig werden; an dieser Neuordnung der traditionellen Werte in der veränderten geistigen Welt mitzuwirken und sie ins Bewußtsein zu heben, nicht aber, die Realitäten zu verdrängen, ist seine Aufgabe. Dem Meraner Kongreß mangelte die Bereitschaft und wohl auch der Mut zur Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten unserer Zeit. Solche Bereitschaft läßt sich durch keinen Mondflug ins Unverbindliche ersetzen; neben der hellen Vernunft könnte hier allenfalls die gesegnete lunarische Phantasie eines Genies wie Ariosts helfen. Doch diese Kraft der Einbildung läßt sich durch keine Diskussion erzwingen; sie ist ein Geschenk der Gnade. Etwas mehr Vertrauen zur Ratio könnte hingegen den Intellektuellen nicht schaden.

Erfreulich nahe am Konkreten hielt sich der Schweizer *Walter Widmer* in seinem Referat «Von der Kunst des Übersetzens», das von seinem Landsmann *Georg Thürer* und der Österreicherin *Lilly Sauter* scharfsinnig und charmant ergänzt wurde. Widmer hat vor kurzem bei Kiepenheuer & Witsch in Köln und Berlin eine Streitschrift über *Fug und Unfug des Übersetzens* veröffentlicht, die, wie ihr Untertitel sagt, «sachlich-polemische Betrachtungen zu einem literarischen Nebengeleise» bieten will. Der Verfasser ist ein unerbittlicher, zuweilen bissiger Gegner aller Ungenauigkeit und Schaumschlägerei. Es geht ihm nicht um die Metaphysik des Übersetzens, sondern um «eine pragmatische Auseinandersetzung über die Möglichkeiten», wobei er sich allerdings aufs Französische beschränkt und damit die Gültigkeit seiner Ausführungen in Einzelheiten, doch nicht im Grundsätzlichen mindert. In einer «Schrekkenskammer» verfehlter Übersetzungen gibt er zunächst Dutzende von Beispielen, die dem Leser Schauer des Entsetzens über die Leichtfertigkeit auch sehr berühmter Interpreten über den Rücken jagen. Dann stellt er selbst Forderungen auf: philologische Zuverlässigkeit in erster Linie; ferner «äquivalent, das heiß: im Sinn und Geist des Originals übertragen auf den deutschen Sprachgeist, das deutsche Sprachgefühl, den deutschen Satzrhythmus und Wohlklang, auf den organischen deutschen Satzbau und die Gesetze und Regeln der deutschen Syntax». Wer Widmers Schrift bereits kannte, erfuhr aus seinem Referat zwar nichts wesentlich Neues, war aber erfreut über die Nüchternheit seiner Gedankenführung und über die Liebe zum Handwerklichen. Freilich, wo es schließlich um die entscheidende Frage des Übersetzer*stiles* geht, wird die Überzeugungskraft seines Buches dünner, und im Referat kam das Problem überhaupt nur am Rande zur Sprache. So will es mich — um nur ein einziges Beispiel anzuführen — keineswegs überzeugen, wenn Widmer schreibt, der moderne Ausdruck ‚Flittchen' würde für die Übersetzung einer Erzählung des 16. Jahrhunderts «wie die Faust aufs Auge passen». Denn wenn die Originalsprache damals über ein Wort verfügte, welches etymologisch, nach seiner Stil-Lage oder auch nur im Klange dem wahrscheinlich von ‚Flitter' (oder

‚flitzen'?) abgeleiteten ‚Flittchen' entspräche, so könnte diese Übersetzung sogar ungemein treffend sein, obwohl das deutsche Wort erst im 19. Jahrhundert auftauchte. Der Übersetzer sollte nicht historisieren, sondern das Stilniveau des Originales so treffen, daß es dem Leser seiner Zeit verständlich ist. Darum müssen ja Übersetzungen von Generation zu Generation neugeschaffen werden, denn nur die wenigsten überdauern die Zeiten. Auch Philologie kann eine Untugend sein, wenn sie unduldsam wird.

Die Zahl der heuer in Meran versammelten Schriftsteller war klein; besonders schwach waren die Schweizer vertreten. Auch fehlten die «grandi firme», die voriges Jahr in München zum Teil anwesend waren. Befürchtete man außerliterarische Zwischenfälle auf Südtiroler Boden? Dazu bestand kein Anlaß; eher schien die Vorsicht vor Mißverständnissen insofern ein wenig weit getrieben, als *Hans Rudolf Hilty* die «Schweizerische Stunde» auf Schloß Runkelstein bei Bozen einseitig auf das Thema Italien in der jüngsten Dichtung seines Landes abgestellt hatte. Im ganzen verlief die Tagung durchaus harmonisch, wenn auch ein wenig provinziell, wie es dem Geiste einer Kurstadt angemessen ist, die ihren Ruhm dem ausgehenden 19. Jahrhundert verdankt. Revolutionäre Gedanken wurden in der strahlenden Herbstsonne an der Passer nicht geboren. Wird die Atmosphäre Berlins im nächsten Jahre dazu beitragen, den Geist der Provinz zu überwinden?

Horst Rüdiger

Zum zehnten Male seit Kriegsende:

Neue Musik in Donaueschingen

Der Anstoß dazu war zutiefst betrüblich, das Ergebnis dagegen höchst erfreulich: die drei Kompositionen im Gedenken an Prinz Max Egon zu Fürstenberg, geschrieben von Vertretern dreier Länder und dreier Lebensalter, zählen zu den wesentlichen ihrer Verfasser. Der unerwartet am 6. April 1959 verstorbene Mäzen in des Wortes schönster Bedeutung scheint die Beauftragten aufs glücklichste inspiriert zu haben. Igor Strawinskys «Epitaphium für das Grabmal» dauert genau achtzig Sekunden und verzichtet auf jegliche Dynamik. Drei Instrumente und zwei Gruppen, Flöte und Klarinette hier, Harfe dort, genügen zum Vortrag der ausgeklügelten Reihen. Ein Meisterwerk der Konzentration. Der Aufwand des Angehörigen der mittleren Generation Wolfgang Fortner ist größer, die Anlage bleibt aber nicht weniger kunstvoll. Wer ihren Spuren zu folgen vermag, wird bereichert; notwendig ist es nicht, weil das Herz namentlich in der Elegie, in welche Hölderlin-Worte eingebaut sind, daraus spricht. «Parergon» (zu den Impromptus) heißt Fortner seinen Beitrag; indessen ist er so wenig Nebenwerk wie Schopenhauers berühmte Sammlung. «Tombeau» überschreibt der Sprecher der Avantgarde, Pierre Boulez, sein Gedenkstück, das man als ein Aufsteigen und Abgleiten deuten kann, wobei der Franzose wie der Deutsche zum Orchester eine Sopranstimme gesellt.

Pierre Boulez war, ohne eigenes Zutun, so etwas wie der Star der Donaueschinger Musiktage für zeitgenössische Tonkunst, die, wie üblich, am dritten Wochenende des Oktobers stattgefunden haben. Hans Rosbaud, von schwerer Erkrankung noch nicht genesen, mußte als Dirigent ersetzt werden. Boulez hat neben dem vorgesehenen Programm des Pariser Ensembles «Domaine Musical» das höchst anspruchsvolle des Orchesterkonzertes übernommen. Er tat es überzeugend und öfters auf eine unorthodoxe Art. Als

Komponist ist er nach wie vor der Leader jener Gruppe, die auf die serielle Ausdrucksweise verschworen ist und als höchstes Ziel die elektronische Musik vor Augen hat. Nun aber hatte er nicht mehr bloß als Anreger, sondern als Vermittler zu walten. Als er bei den «Rimes» von Pousseur zu hinterst auf dem Podium postiert war, um nicht nur das Hauptorchester unmittelbar vor sich im Auge zu behalten, sondern auch die beiden Nebenorchester weit im Hintergrund zur Rechten und Linken auf der Tribüne, glich er einem die Geister beschwörenden Hexenmeister. Und in der Tat hat er, der Anführer der neuesten Richtung, diese Geister selber gerufen und mußte es darum in Kauf nehmen, wenn er bei Haubenstock-Ramati auf die übliche Dirigierweise zu verzichten und die Geräuschtupfen mit zackigen Bewegungen in kleinen Portionen zu servieren hatte.

Der in Polen geborene, nach Israel ausgewanderte, heute wieder in Europa lebende Roman Haubenstock-Ramati hat übrigens mit seiner «Petite musique de nuit» eine der anregendsten und zugänglichsten Kompositionen beigesteuert. Selbst wenn man sich des Verflochtenseins der vier knappen Sätze nicht bewußt wird, verspürt man eine manch anderen fremde Atmosphäre. Ähnliches gilt für den ebenfalls vierzigjährigen Schweden Sven Erik Bäck. Ihn hat eine Eisenskulptur seines Landsmanns Björn Erling Evensen angeregt, und deren Benennung als «A game around a game» hat er sich selber zum Ziel spielerischen, zeitweise verspielten Ausdrucks gesetzt, wobei Schlagzeugeffekte besonders wirksam werden. Hier, wie noch ausgesprägter bei des Italieners Luciano Berio, eines Mitstreiters von Boulez, Beitrag wurden auf das Orchester übertragene Klangwirkungen der Elektronik deutlich spürbar. Eindringlich wurde man sich bei solcher Gelegenheit bewußt, wie leicht der Schaffende in die Fänge der Technik gerät. Nicht, als ob sie als böse an sich zu bezeichnen wäre. Doch benötigt eine elektronische Komposition wohl noch auf lange hinaus einen hohen Aufwand. Als Ausweg wird dann die eben erwähnte Übertragung auf die traditionellen Klangmittel und damit, wie nur allzu einseitig in Berios «Allelujah II» hörbar wurde, ein Abweichen auf einen Seitenpfad gesucht. Ganz abgesehen davon, daß die Benennung «Allelujah» und die Bezugnahme auf den gregorianischen Choral bei einem derart abstrakten Gebilde die Grenze des Taktes überschreitet. Berechtigter zum Einbeziehen der Elektronik waren die schon erwähnten «Rimes pour différentes sources sonores» des dreißigjährigen Belgiers Henri Pousseur. Der eine der drei Sätze begnügt sich mit Instrumenten allein, der zweite fügt Streichern und Schlagzeug das Tonband hinzu, der dritte vereint alle erdenklichen Klangquellen in sich. Der Aufwand bräche in sich selber zusammen, wenn es dem Komponisten bloß um schales Geklingsel ginge. Indessen erbringt Pousseur eindeutig den Beweis, daß in der Elektronenmusik Möglichkeiten liegen, die sich vom Konstruktiven zwar stützen, doch nicht vergewaltigen lassen, derart, daß die Bahn zu wirklicher schöpferischer Arbeit freigelegt wird. Noch sind seine «Rimes» mehr Versprechen als Erfüllung; doch sind sie durchaus ernst zu nehmen.

Keines der aufgeführten Werke war so umstritten wie dieses, wobei sich bei den Opponenten eine bei anderen Proben des Festes berechtigtere Unduldsamkeit zeigte. Von Unduldsamkeit aber war wiederholt die Rede im grundgescheiten Vortrag von Professor Dr. Leo Schrade, dem Ordinarius für Musikwissenschaft der Universität Basel, «Diabolus in musica» betitelt. In einem Gang durch die Jahrhunderte wußte Schrade nachzuweisen, daß sich der schöpferische Musiker schon immer über die (erst nachträglich fixierten) Gesetze der Kompositionsweise hinweggesetzt hat, ja, daß das eigentlich Künstlerische erst dort beginnt, wo das geltende System aufhört. Wie schon die Generation vor ihr, so bekommen die jüngsten Komponisten die Unduldsamkeit aufs heftigste zu verspüren. Mit dem Hinweis darauf, in früheren Zeiten habe eine völlig andere

Übereinstimmung zwischen den Schaffenden und den Aufnehmenden bestanden, wird ihnen Weltfremdheit vorgeworfen. Dabei übersieht man, daß wir aus früherer Zeit bloß Äußerungen von Fachgenossen, Theoretikern und Praktikern, kennen, nicht aber solche von Laien. Heute dagegen will ein jeder mitreden. Dennoch werden sich die Berufenen nicht in einen Kerker werfen lassen, sondern nach freiem Ermessen den als richtig erkannten Weg gehen. — Ohne daß im geringsten etwas darüber verlautete, darf Schrades Vortrag als eine Antwort auf die Äußerungen eines anderen Musikwissenschaftlers von hohem Rang genommen werden. Bei der Eröffnung der Kasseler Musiktage 1958 hatte Professor Dr. Friedrich Blume, der emeritierte Ordinarius der Universität Kiel, sich tapfer für die tonal gebundene Musik eingesetzt. Seine Ausführungen sind auf teilweise nicht eben taktvoll formulierte Art bekämpft worden, so daß er sich über das Niveau seiner Gesprächspartner mit Recht aufhalten konnte. Hier nun ist ihm — es sei wiederholt: ohne daß sein Name je gefallen wäre — die Antwort eines Ebenbürtigen zuteil geworden.

Doch hinweg vom Gelehrtenstreit, der keiner war, und zurück zur Musik, die wie immer in Donaueschingen im Mittelpunkt blieb, obwohl schon wiederholt geredet, ja schon recht heftig diskutiert worden ist. Über die weiteren jüngeren Komponisten bleibt nicht viel zu sagen. Weder der Argentinier Mauricio Kagel noch der Franzose Gilbert Amy, beide noch nicht dreißigjährig, haben im geringsten aufhorchen gemacht. Nicht ohne Stimmungsgehalt ist die Kammermusik für 21 Instrumente und Schlagzeug des Polen Wlodzimierz Kotonski, fünf gegensätzliche Orchesterminiaturen. Dagegen hat der fünfundfünfzigjährige Italiener Goffredo Petrassi in seinem sechsten, «Invenzione Concertata» überschriebenen Orchesterkonzert bewiesen, wie sich selbst mit einer raffiniert verwendeten Zwölftonreihe erfrischend musizieren läßt.

Sinnvollerweise wurden die beiden Teile des Abends der «Domaine Musical», Paris, nachdem Junge und Jüngste den Vortritt gehabt hatten, durch Vertreter der ältesten Generation abgeschlossen. Ein streitbarer Geist, lebt der Franzose Edgard Varèse als Vierundsiebzigjähriger seit Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten, läßt selten von sich hören und zählt dennoch zu den Vorkämpfern der Neuen Musik. Allen Respekt vor ihm, der sich in seinem «Poème électronique» bei der Brüsseler Weltausstellung des Vorjahres über das Beherrschen neuester Errungenschaften ausgewiesen hat. Wenn er sich jedoch über die Zwangsjacke der Form aufhält und dabei vergißt, dem Hörer wenigstens eine andere Handhabe zuzuspielen, dann darf er sich nicht über Mangel an Verständnis für seine «Intégrales» für kleines Orchester, Fanfaren und Schlagzeug verwundern. Arnold Schönbergs Suite op. 29, ein solistisch besetztes Sextett für Klavier, Streicher und Bläser, bietet sich ebenfalls nicht von selber an; doch die Strenge der Zwölftontechnik, hier mit äußerster Konsequenz angewendet, überträgt sich trotzdem auf den Entgegennehmenden. Und wenn man, wie beinahe immer bei derartigen Paraphrasen, bei der, Elemente der Pantomime verwertenden Suite, «Der wunderbare Mandarin», das Bühnengeschehen nie völlig zu vergessen vermag, so wird man durch die elementare Kraft der vor vierzig Jahren entstandenen Musik Béla Bartóks dennoch stärkstens gefesselt. Das Fest mit diesem Meisterwerk von Béla Bartók abzuschließen, war jedenfalls ein glücklicher Gedanke, wie denn überhaupt die Gegenüberstellung der Herankommenden mit den ans Ziel Gelangten eigenartige Aspekte eröffnet.

Der Grundstein zum ganzen Geschehen dieses Jahres aber ist gleich zu Beginn gelegt worden. Weit häufiger als auf Arnold Schönberg berufen sich die jungen Seriellen auf Anton Webern. Darum war es klug, ihm einmal ein ganzes Konzert einzuräumen. Die Beschränkung auf Beispiele in kleiner Besetzung, vokale und instrumentale, trug ihre Rechtfertigung insofern in sich, als Webern

sich in der Kammermusik am gültigsten ausdrückt.

Anfang und Ende — der zuchtvolle Webern, der glutvolle Bartók — reichten sich somit durchaus nicht die Hände. Aber so ist Donaueschingen immer gewesen, und so muß es bleiben: ein Sammelbecken der verschiedenartigsten Erscheinungen, mit dem vom Ausgewiesenen umrahmten Experiment im Mittelpunkt. Im Rückblick freilich wird das Fest 1959 weniger durch das in Erinnerung bleiben, was war, als das, was nicht war. Vom Dreigestirn der Hauptverantwortlichen der neun ersten Jahre der neuen Epoche waren zwei nicht dabei. So redlich man sich bemühte, sie zu ersetzen, man hat Prinz Max Egon und Hans Rosbaud dennoch vermißt. Geblieben ist Dr. Heinrich Strobel, der einfallsreiche Programmgestalter seit Anbeginn. Erstmals hat er offiziell als solcher gezeichnet und dabei gleich eine besonders schwere Last zu tragen gehabt. Sie hat ihn nicht zu Boden gedrückt, und da er kein Rückschauer, sondern viel eher ein Vorausschauer ist, denkt er, kaum daß Donaueschingen 1959 hinter ihm liegt, bereits an Donaueschingen 1960. Und mit ihm gar mancher, dem das zeitgenössische Musikschaffen etwas bedeutet.

Hans Ehinger

Arbeit und Muße — Sinnvolle Lebensgestaltung

33. Ferienkurs der Stiftung Lucerna

Fragen um Arbeit und Freizeit stehen heute viel stärker im Blickfeld der Öffentlichkeit als etwa Forderungen nach Lohnanpassungen. Ja, die Arbeitszeitverkürzung scheint zu einem Politikum ersten Ranges geworden zu sein. Nur zu gerne übersieht man aber bei diesen Diskussionen, daß Freizeit an sich noch kein erstrebenswertes Ziel ist, wird sie nicht zur *Muße*, zur erfüllten Freizeit. Somit verschiebt sich der Schwerpunkt des Problems der Verkürzung der Präsenzzeit am Arbeitsort auf eine *sinnvolle Lebensgestaltung*.

Aus diesen Überlegungen heraus ging die Stiftung Lucerna unter dem Präsidium von Herrn *Paul L. Sidler*, Zollikon, daran, Arbeit und Muße als zu bewältigende und immer wieder neu gestellte Aufgaben der Gemeinschaft wie des einzelnen zu betrachten. Anstelle des erkrankten Zürcher Dozenten Prof. Dr. Hans Barth, dem ein ideengeschichtlicher Überblick über den Begriff «Arbeit» zugedacht war, hielt Herr Prof. Dr. *Paul Häberlin*, Basel, das einführende Referat. Mit Nachdruck wies er darauf hin, wie sehr eine sinnvolle Freizeitgestaltung mit der richtigen Einstellung zur Arbeit verknüpft ist: Der Leistungswille für die Gemeinschaft, das Dienen, ist der einzig stichhaltige Gesichtspunkt für die Berufswahl. Damit erhalten Arbeit und Muße ihren festen Platz in der absoluten göttlichen Ordnung, die den Menschen hineinstellt in die menschliche Gesellschaft.

Der Basler Philosoph kam dann auf verschiedene Aspekte der Muße zu sprechen. Einmal gibt es die *Muße in der Arbeit:* Schritt für Schritt ist das gerade Notwendige zu tun, ohne Hetze, ohne innere Unruhe. — Meist denken wir eher an die *Muße neben der Arbeit*, die sowohl erholsame Pause wie auch kompensatorische Arbeit sein kann, auf jeden Fall aber Regeneration der verbrauchten Kräfte. Nicht vergessen sei die uninteressierte «Feierabendgeselligkeit». Aber auch die richtig verstandene Einsamkeit, die Sammlung, die schöpferische Pause des einzelnen hat ihre Bedeutung für das Gemeinschaftsleben. Es ist nicht gut, wenn alle Freizeit organisiert ist!

Arbeit ist heute weitgehend Technik zur Umgestaltung der Welt. Der Mensch hat aber auch das Bedürfnis, sich zur Welt *be-*

trachtend oder ästhetisch zu verhalten. Die Natur ist Zeugnis ewiger Harmonie, ein Fenster auf sonst Unsichtbares hin. Die Kunst weckt unsern Sinn für die Schönheit der göttlichen Ordnung. Selbst Sport und Fest, solange sie nicht bloß Geschäft sind, haben ästhetische Funktion.

Abschließend erinnerte der Redner daran, daß die Muße erst dann ihren tiefsten Sinn erfüllt, wenn sie uns löst aus dem Räderwerk des Alltags mit seinen Sorgen und Ängsten und uns *Raum schafft* für die innere Sammlung, für die stille Verehrung des Göttlichen und für die Freude.

*

Der Redner bezeichnete diese Gedankengänge als Interpretation des Kursthemas im Sinne des Stiftungskuratoriums. Tatsächlich enthielt das Referat aber in nuce alle Grundgedanken und Schlußfolgerungen der weitern Vorträge, so daß der Kurs als Ganzes einer gewissen Monotonie nicht entging. Ferner dürfte diese Tatsache auch mitschuldig sein an etlichen unwesentlichen und abwegigen Fragen und Diskussionsvoten.

*

Keineswegs soll mit dieser Bemerkung die Eigenständigkeit der mit geschliffener welscher Zunge vorgetragenen dreistündigen Vorlesung Herrn Prof. *René Schaerers* von der Universität Genf herabgemindert sein. Er arbeitete die Ideengeschichte der Begriffe Muße und Spiel heraus, indem er vorerst die großen abendländischen Mythenkreise danach befragte.

Im biblischen Siebentagewerk hat Gott durch eigenes Tun das Vorbild für Arbeit und Muße gesetzt. Durch den Sündenfall werden beide mühevoll, aber nicht schlecht; erst der Gebrauch entscheidet darüber, ob sie dem Menschen zum Segen oder Fluch werden. Einen Ausgleich wird einst die «ewige Ruhe» bringen.

In der griechischen Mythologie — vor allem nach Hesiod — kann die Weltverderbnis durch gerechte Arbeit aufgehalten werden. Sie öffnet Himmel und Erde zur gegenseitigen Versöhnung, erlaubt aber auch die Genugtuung der Muße. Die ärgste Strafe ist die sinnlose, unnütze Arbeit (Danaiden, Sisyphus). Auch die wirtschaftlich einträgliche Arbeit genießt wenig Ansehen, macht sie doch abhängig und verstellt die skolìa, die «Verfügbarkeit» oder Weltoffenheit.

Beide Traditionen verstehen Arbeit und Muße als komplementäre Werte, die in unserer gegenwärtigen Existenz ihr Gleichgewicht nicht finden können. Im Gegensatz zum Tier, dem die Natur mit ihren biologischen Gesetzen einen unproblematischen Wechsel aufzwingt, ist es dem Menschen aufgegeben, eine frei gewählte, seinen vitalen und geistigen Bedürfnissen angepaßte Verbindung beider zu suchen.

Das Spiel ist der vorzüglichste Inhalt der Muße, sofern wir es als Synonym für Handlungs- und Bewegungsfreiheit verstehen. Beim Tier bedeutet das Spiel eine mechanische Angewöhnung an die Erfordernisse des Lebens. Anders beim Kind: Es sichert sich damit die Weltoffenheit, die Verfügbarkeit der Welt und seiner selbst. Rousseau hat mit dem Irrglauben aufgeräumt, das Kind sei bloß ein unfertiger Erwachsener, der sich im Spiel an die Erfordernisse des Lebens gewöhnen müsse. Beruf und Arbeit sind ja nicht «das Leben». Die implizite geforderte *Anpassung an die Gesellschaft* setzte voraus, daß ihre gegenwärtige Form ein absolutes Gut ist. Größte Menschen und Künstler — Baudelaire, Dostojewskij und van Gogh wurden genannt — konnten sich der Gesellschaft nicht einfügen. Vielmehr soll *sie* sich nach den wahren Werten der Menschheit ausrichten. In der Erziehung wollen wir jedenfalls vor allem die Offenheit des Herzens, des Geistes und der Phantasie anstreben, ohne stets zweckbestimmt zu sein. Spiel und Arbeit sollen in der Schule auch um ihrer selbst willen gepflegt werden. Beide sind gleichgeordnete Komponenten des Lebens, das sich nach dem höchsten Gut, der Freiheit, auszurichten hat.

*

In der Person von Dr. *Albert Ackermann*, Kilchberg, sprach ein Betriebsberater mit jahrzehntelanger Erfahrung über *Beruf und Erholung*. Nach einem instruktiven Längsschnitt durch die Geschichte von Gewerbe und Industrie legte er dar, wie der Beruf trotz wirtschaftlicher und sozialer Besserstellung, trotz Arbeitserleichterung und Arbeitszeitverkürzung eine Quelle von Mißmut, Nervenüberlastung und seelischer Qual sein könne. Nicht so sehr die Art der Arbeit als die Arbeitsumstände und die menschlichen Beziehungen im Betrieb trügen daran Schuld.

Erholung ist unter diesem Gesichtswinkel vor allem *Erholung von Arbeitsumständen*, und die wichtigsten Möglichkeiten dazu sind: Arbeit auf dem Beruf, aber als selbständiger Berufsmann, ohne Vorschriften und Kritik; eine Tätigkeit, in welcher die im Beruf brachliegenden Fähigkeiten und Interessen angewendet werden können; Geselligkeit außerhalb der Betriebs- und Berufsgruppe; Leben in und mit der Natur; und schließlich der Umgang mit sich selbst. Das Dolce-far-niente ist aber nur dann erholsam, wenn sich der Mensch dabei in erträglicher Gesellschaft befindet, wenn er es aushält mit sich allein, ohne Ablenkung und Betriebsamkeit, das heißt wenn er mit allen Schichten seiner Persönlichkeit ausgesöhnt ist und auch mit seinen dunklen Seiten auf gutem Fuß steht. Er soll sie nicht hassen, sondern erziehen. So wird die beste, wirklich tiefe und tragfähige Erholung zu einer Aufgabe des richtigen Umgangs mit sich selbst.

*

Über Zeitvertreib und Zeitgenuß mit *Radio und Fernsehen* referierte der Direktor von Radio Basel, Herr Dr. *Fritz Ernst*. Ihrem Wesen nach bieten diese beiden modernen Kommunikationsmittel hauptsächlich Zerstreuung, wenn sich auch die Verantwortlichen bemühen, den Gedanken der Muße in und durch ihre Darbietungen zu pflegen. Die Sendungen sind aber notgedrungen von solcher Vielfalt, daß die menschlichen Kontakte zur Hörerschaft sehr flüchtiger Natur bleiben müssen. Und trotzdem besteht die Chance, daß selbst aus einem belanglosen Anlaß bei günstiger Gelegenheit besinnliche Muße erwachsen kann.

*

Spiel und Sport — Phänomen und Funktion betitelt der Chef der Ausbildung an der Eidg. Turn- und Sportschule Magglingen, Herr Dr. *Kaspar Wolf*, seine beiden Vorträge. Die weithin im Begrifflichen steckengebliebene Untersuchung hinterließ den Eindruck, daß es auch den Verantwortlichen schwer fällt, den Standort des modernen Sportbetriebs im Koordinatennetz von Arbeit und Muße zu bestimmen. Die Forderung nach dem «Sportplatz der offenen Tür» allerdings trifft ein Anliegen weiter Kreise, die Körperertüchtigung außerhalb des Vereinsbetriebes suchen und überall verschlossene Tore finden, trotzdem die Anlagen von der öffentlichen Hand erstellt wurden.

*

Das Problem *organisierter Freizeitgestaltung* ist erst seit den Krisenjahren nach dem ersten Weltkrieg aktuell. Mit Freizeitwerkstätten und -stuben, später zusammengefaßt im Jugendhaus, rückte die Stiftung Pro Juventute den jugendlichen Müßiggängern zu Leibe — mit recht unterschiedlichem Erfolg, wie der derzeitige Zentralsekretär der genannten Organisation, Herr Dr. *Alfred Ledermann*, in seinen wohldokumentierten Vorträgen feststellte. Zwei Punkte sind bei der bisherigen Arbeit zu wenig berücksichtigt worden. Zum ersten bringt man die «Halbstarken» nicht zu sinnvoller Betätigung, wenn man sie als Kinder einfach der Straße überlassen hat. Deshalb erstellte man Kleinkinder- und Robinsonspielplätze, die man aus unsern dichtbevölkerten Stadtquartieren nicht mehr wegdenken kann. Doch bricht sich heute die Erkenntnis Bahn, es seien die Schranken zwischen Kindern, Jugendlichen

und Erwachsenen nach Kräften abzubauen, und wenn schon Schule und Beruf die Familie auseinanderreißen, so sollte sie doch die Freizeit zusammenführen. Die moderne Wohnung bietet meist keinen Raum — im eigentlichen wie im übertragenen Sinn — für Bedürfnisse, die über Essen und Schlafen hinausgehen. Also hat die Gemeinschaft dafür zu sorgen, daß der «Spielplatz» für Freizeitbeschäftigung und Muße geschaffen wird. Es ist beschämend, feststellen zu müssen, daß neueste städtische Baugesetze privaten Bauherren die Erstellung von Parkplätzen, nicht aber von Spielplätzen vorschreiben können. Hier versagen wir Erwachsene, und tatsächlich wären die Freizeitprobleme aller Altersstufen zu lösen, wenn wir die richtige Einstellung zu Arbeit und Muße hätten.

So sieht Dr. Ledermann im *Freizeitzentrum*, das an die Stelle verschiedenster Institutionen zu treten hätte und allen Altersstufen diente, die Zusammenfassung von Kleinkinder- und Robinsonspielplatz, von Sportplatz, Freizeitwerkstatt, Freihandbibliothek und Klubräumen. Nicht fehlen darf die Elternschulung und in ihr die praktische Einführung in die indirekte Erziehung durch das Spiel.

Ein solches Quartier-Zentrum soll auf keinen Fall das Familienleben ersetzen; hingegen kann es gerade für die Gestaltung der häuslichen Gemeinschaft wertvollste Anregungen bieten. Zugleich wächst der einzelne aus dem kleinen Lebenskreis der Familie in die größere Gemeinschaft hinein, und nicht zuletzt glaubt Dr. Ledermann auf diese Weise manches Generationenproblem mildern oder gar beseitigen zu können. Der ganze Fragenkomplex ist in extenso im August-/Septemberheft 1959 der Zeitschrift «Pro Juventute» behandelt, das als Sondernummer «Freizeiteinrichtungen für jung und alt» erschienen ist.

*

Die Frau hat ihre eigenen Freizeitprobleme, über welche Fräulein *Hanni Zahner*, Beauftragte der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft für Familienfragen, Zürich, sprach. *Die ledige berufstätige Frau* hat meist keinen Familienanschluß mehr, weil das Haus nicht mehr eine Betriebsgemeinschaft ist, in welcher auch weitere Familienglieder sinnvoll eingesetzt werden könnten. In der rationalisierten Wirtschaft bleibt für den Dienst am Menschen, den jede Frau sucht, soll ihr die Arbeit Befriedigung schenken, kaum mehr Platz. Die Freizeit muß also ergänzen, was das Berufsleben zur Entwicklung einer ganzheitlichen Persönlichkeit nicht zu bieten vermag.

Bei der *verheirateten Frau* handelt es sich eher um die Frage: Wie komme ich überhaupt zu Freizeit und wozu? Nur durch vernünftige Rationalisierung und Reduktion ihrer Arbeit kann sich die überlastete Mutter Freizeit verschaffen. Schließlich ist die Haushaltung nicht Lebenszweck, sondern nur Nährboden für das Familienleben.

Dieses aber kann sie nur in Gemeinsamkeit mit dem Gatten gestalten, der durch die Arbeitsteilung meist gezwungen ist, außerhalb des Hauses seinem Erwerb nachzugehen. Die Frau hat die Atmosphäre zu schaffen, in der es dem Mann und den Kindern wohl ist. — Daneben soll die Mutter aber auch einige Minuten der Besinnung, der Pflege des Innenlebens widmen, damit sie wieder aus dem Vollen schöpfen kann. Und endlich darf der Kontakt mit einer weitern Umwelt nicht abreißen, soll die Frau nicht vor einer Leere stehen, sobald die Kinder ausgeflogen sind.

Die Arbeit und die Muße der alleinstehenden Frau wie der Mutter erhalten aber erst ihren tiefsten Sinn aus einem reichen religiösen Innenleben. So ist denn von verschiedenen Seiten als Quintessenz der Bemühungen um das Kursthema die uralte Mönchsregel zu Ehren gezogen worden: *Ora et labora!*

*

Im Rückblick zeigt der diesjährige Kurs der Lucerna recht viel Ähnlichkeiten mit dem Alltag: Reichlich Arbeit und etliche — ge-

nutzte oder vertane? — Gelegenheiten zur Muße. Daß sich nicht auch ein erklecklicher Anteil Müßiges eingeschlichen hat, ist vor allem dem gewandten Diskussionsleiter, Herrn Seminarlehrer Dr. *Hannes Maeder*, Küsnacht, und dem umsichtigen Aktuar, Herrn alt Seminarlehrer Dr. *Martin Simmen*, Luzern, zu danken.

Artur Vogel

Hinweis auf Kunstausstellungen

Deutschland

Berlin, Staatliche Museen, Nationalgalerie: Plastiken und Zeichnungen von Walter Arnold (bis Dez.).

— Kunstbibliothek: Meister der Buchillustration des 18. Jahrhunderts (bis Dez.).

Bremen, Paula-Becker-Modersohn-Haus: Gemäldeausstellung (bis 31. 12.).

Coburg, Veste: Venezianisches Rokoko (bis 15. 12.).

Dresden, Staatliche Kunstsammlungen, Albertinum: Französische Graphik von Manet bis Matisse (bis 31. 1. 60.).

Leipzig, Museum der bildenden Künste: Ludwig Richter (bis Dez.).

Leverkusen, Schloß Morsbroich: Brasilianische Kunst der Gegenwart (bis 10. 1. 1960).

Lübeck, Museen für Kunst und Kulturgeschichte: Werke von Paula Modersohn-Becker (bis 3. 1. 1960).

Mannheim, Städtische Kunsthalle: Plastik von Alexander Calder und Bernhard Heilinger (bis 13. 12.).

München, Haus der Kunst: 1000 Jahre chinesische Malerei — 300 Jahre chinesische Prunkgewänder (bis 13. 12.).

— — Belgische Malerei (bis 13. 12.).

Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum: Der deutsche Holzschnitt 1420—1570 (bis 31. 1. 1960).

Stuttgart, Museum der bildenden Künste: Die Kunst der Hohen Carlsschule (bis 31. 1. 1960).

Ulm, Museum: Ikonen aus dem Ikonenmuseum Recklinghausen (29. 11. bis 3. 1. 1960).

Großbritannien

Bristol, City Art Gallery: Japanese prints from the collection (bis 31. 12.).

Harrogate, Art Gallery: The London Group 1959 (bis 20. 12.).

Keighley, Art Gallery and Museum: British watercolours and drawings (bis 2. 1. 60).

London, Imperial War Museum: Paintings and drawings by Sir William Orpen (bis Febr. 1960).

— Tate Gallery: Lipchitz exhibition (bis 16. 12.).

Nottingham, University: Gothic art (bis Jan. 1960).

Sheffield, Graves Art Gallery: Modern Italian pictures from the Damiano collection (bis 19. 12.).

Österreich

Wien, Akademie der bildenden Künste: Prof. Josef Dobrowsky (ab 15. 11.).

— Österreichisches Museum für Volkskunde: Votivbilder aus Österreich, Neuerwerbungen 1946—1958.

Schweiz

Basel, Kunsthalle: Weihnachtsausstellung der Basler Künstler (5. 12. 59—10. 1. 60).

Bern, Kunsthalle: Weihnachtsausstellung bernischer Maler und Bildhauer (12. 12. 59 bis 24. 1. 60).

Fribourg, Musée d'Art et d'Histoire: St.-Christophe traverse la Sarine (18. 12. 59—21. 1. 60).

Luzern, Kunstmuseum: Weihnachtsausstellung der Kunstgesellschaft (Dez.).

Solothurn, Museum: Weihnachtsausstellung (28. 11. 59—3. 1. 60).
— Zentralbibliothek: Urs Graf: Handzeichnungen, Druckgraphik, illustrierte Bücher (bis 12. 12.).
— — Friedrich Schiller: Autographen, Erstausgaben, Portraits, Handzeichnungen (bis 12. 12.).
St. Gallen, Kunstmuseum: Barthélemy Menn (bis 3. 1. 1960).
— Ostschweizer Ausstellung (bis 3. 1. 1960).
Thun, Kunstsammlung der Stadt: Weihnachtsausstellung und Sonderschau A. Müllegg (6. 12. 50—10. 1. 60).
Winterthur, Galerie Erker: Erich Heckel, Aquarelle und Grafik (bis 31. 12.).
Zürich, Kunsthaus: Kunst aus Indien (bis 8. 2. 1960).
— Helmhaus: Zürcher Künstler (Dez.).

Festspiele der Völker

Unter dem Patronat des Internationalen Komitees des Ethnologischen Films werden in Florenz vom 14. bis 20. Dezember 1959 die ersten «Festspiele der Völker» stattfinden. Sie werden vom Italienischen Kulturfilminstitut und vom Italienischen Institut des Ethnographischen und Soziologischen Film organisiert, zum Zwecke der möglichst großen Verbreitung der Dokumentation der sozialen und ethnologischen Wissenschaften.

Die Prämiierung wird durch ein internationales Preisgericht erfolgen.